

## **Wettkampf der Gefühle**

von Franz Witsch

Hamburg, 16.12.2004

Die Fähigkeit, große Geister und ihre Werke naiv, unbefangen und perspektivisch anzugreifen, scheidet nicht selten am geballten Wissen, das diese in dunkelhafter Demut für sich beanspruchen, das einen Kritiker gleich zu Beginn in Erfurcht erstarren lassen soll. Betrachter der bildenden Künste haben es leichter. Sie verdanken ihre Urteile notwendigen Assoziationen, die allein mit der Betrachtung eines Gegenstands in seiner äußeren Erscheinung schwanger gehen. Sie begnügen sich zunächst mehr oder weniger ausschließlich mit dem, was ihnen das Anschauen gewährt. Hier ist die Fähigkeit zur Kritik vor allem eine Sache profan-lebensweltlichen Hintergrundwissens, eine Frage des besonderen Zugangs, der den betrachteten Gegenstand auch in seiner mimetischen Erscheinung der Kritik für würdig erachtet.

Man vergisst, dass auch "große Schreiber" sich den Zeitgenossen durch ihre äußere Erscheinung Kritik aussetzen, die nicht oder nicht nur an ihrem gesammelten Schriftgut klebt. Sie sondern Informationen von ihrer Oberfläche ab. Sie bestechen durch Präsenz, einer leibhaftigen Skulptur nicht unähnlich, auch wenn sie über Philosophie nur sprechen, wie wir dies zum Beispiel von Peter Sloterdijk und seinem Gast Bazon Brock im Philosophischen Quartett kennen lernen konnten. Substantielle Kritik an solchen Erscheinungen ist nicht deshalb widerlegt, weil sie sich auf wenig Informationen stützt. Das hieße, der Quantität zu viel Ehre zuteil werden lassen. Auch wenn es legitim und menschlich sein mag, wenn ein Sprecher versucht, sich durch Informiertheit schön zu machen, meintwegen in Schönheit zu sterben. Das geht so weit, dass man sich zuweilen fragt, ob ein Sprecher eine Sache denn überhaupt noch brauche, wenn, losgelöst von ihr, aus Schönheit selbstredend Wahrheit spricht. Selbst dies ist eine Form von Stellungnahme, auch am Negativ der Quantität als solche. Dann führen Worte ein göttliches Eigenleben – nicht indem

man ihnen Weltschöpfendes unterstellt, vielmehr unterstellt man ihnen ganz bescheiden einen bestimmten Bedeutungsgehalt, dem Grunde unkritisch und wenig transparent, tut, als gäbe es eine Klärung der Begriffe, die ein für alle mal Gültigkeit, einen durch sie repräsentierten Gegenstand oder Sachverhalt, beanspruchen könne und nimmt nicht wahr, dass Begriffsbildung eine Sache sinnbefütternder Perspektive ist, eine Sache sich stets aufs Neue reproduzierender Projektion, der Übertragung von Gefühlen, die, in soziale Realität mündend, sich auf einen Gegenstand der Begierde auftragen, ihn sozusagen immer wieder neu und anders einkleiden und hübsch machen. Selbst wenig handgreifliche Worte wie zum Beispiel *Liebe* werden so verwendet: sozial, die als Gefühlsdisposition am Gegenständlichen, an Gewohnheiten, Sachverhalten, am Sich-halten-an kleben, zwar mitnichten einen konkreten, unmittelbar nachvollziehbaren Sachverhalt propositional repräsentieren (Das Rathaus ist rot), aber dennoch nicht als reines Gefühl existieren. Das Gefühl als solches existiert nicht; es mündet notwendig in soziale Sachverhalte, die ihrerseits nicht propositional verifizierbar sind; sie existieren nur im Kontext von Verständigung.

Natürlich sind Gefühle bei Menschen verschiedener Epochen wie auch innerhalb einer Epoche ganz unterschiedlich gegenständlich fundiert, je nach Klassen-, Schichtzugehörigkeit oder Lebensalter. Ja, sie mögen so manches sein, eines sind sie auf gar keinen Fall: die rationalste Sache der Welt, wie sich Bazon Brock ("Der Barbar als Kulturheld") als Gast im Philosophischen Quartett (05.12.04) ein bisschen einfältig-romantisch äußerte. Dass sie gerade nicht rational sind, um diesen schillernden Begriff denn doch einmal zu verwenden, ist geradezu die Bedingung dafür, dass kommunikative Verständigung Not tut, als Wille und Bedürfnis ausgebildet sein und immer wieder werden muss – zur Schaffung, Aufrechterhaltung und Stabilisierung sozialer Strukturen. Gefühle münden, wie gesagt, in soziale Strukturen und Beziehungen: soziale Sachverhalte, in Sozialintegration; andernfalls gebärdete es sich narzisstisch, rechnerisch, kleinkariert. Gefühl,

Sozialintegration und schließlich: die Perspektive als “Wie-man-etwas-sieht”: als Zugang zur sozialen Realität, gehören zusammen und konstituieren im Zusammenspiel das, was man Vernunft nennen könnte. Wenn etwas vernünftig sein soll, dann sind es soziale Strukturen, sofern sie die mit ihnen verknüpfte ökonomische Reproduktion nicht behindern. Entscheidend ist immer, was hinten rauskommt. Nicht das, was mit einem Gefühl - einer ersten, instinktiven Stellungnahme aus einer Befindlichkeit heraus - beginnen mag. Selbst eine intime Beziehung mag mit einem Gefühl beginnen; gleichwohl sie sich erst durch einen gemeinsamen Zugang zur sozialen Realität konstituiert.

Fühlen aus Gewohnheit (ich mag keine atonale Zwölfertonmusik) ist keine zu diskriminierende Angelegenheit, auch wenn sie den Blick auf Fremdartiges blockieren mag und Geschichte verzerrt, wenn unreflektiert Gefühlsdispositionen der Gegenwart auf geschichtliche Situationen übertragen werden. Dass so was unzulässig ist, erläutert Kurt Flasch in seiner umfangreichen Abhandlung “Philosophisches Denken im Mittelalter” (FLK-PDM). Nimmt man sich diese Lektüre zu Herzen, so würde man nicht auf die Idee kommen, die alttestamentarische Geschichte um Abraham, der im Begriff ist, seinen Sohn Isaak auf Befehl Gottes zu opfern, als unappetitlich faschistoid zu bezeichnen, wie dies Peter Sloterdijk kongenial zu Bazon Brock im Philosophischen Quartett tat. Abraham unterwirft sich Gottes Befehl. Aber in dem Augenblick, wo das Messer in den Leib eindringt, verwandelt sich auf göttliche Fügung hin der menschliche Leib in ein Tier. Sloterdijk betonte hier den unappetitlichen Befehl-Gehorsam-Mechanismus als ein Reflex, der Reflexion ausschließt. Ja, und was können wir daraus heute lernen? Dass solche Reflexe der Ächtung anheim fallen müssen. Hier dürfe man der religiösen Überlieferung nicht folgen. Denn auf dieser Grundlage funktioniert jedes faschistische System. Nicht dass der Mord an Isaak nicht geschehen ist, sei entscheidend, sondern dass es zur Tat nur deshalb nicht gekommen sei, weil Gott auf wundersame Weise seine Macht ins Spiel brachte, und nicht aus einer

verstandesmäßigen Einsicht Abrahams heraus. Abraham – eine faschistoide Figur? Eine mutige Bibelauslegung, die dem Papst nicht gefallen dürfte, wohl wahr. Menschenopfer gab es zu allen Zeiten. Menschenabschlachtungen bei Kreuzzügen, Hexen- und Ketzerverbrennungen waren solche im Interesse der Wahrheit. Im alten Aztekenreich wurden bei Krönungen, Tempelweihen und religiösen Zeremonien Menschen zu Tausenden abgeschlachtet. Waren es deshalb faschistische Kulturen? Ja, und überhaupt, müsste man vor diesem Hintergrund die Abrahamgeschichte vielleicht nicht sogar ausgesprochen positiv bewerten? Als Ächtung des Menschenopfers? Gar als frühgeschichtliche Tat von Aufklärung? Und wenn wir schon dabei sind, verschiedene Epochen, jahrtausende auseinander, zu vergleichen: wie, bitte schön, soll man unsere Gesellschaft benennen, deren Ökonomie täglich 50.000 Menschen an Unterernährung sterben lässt. So viele Menschen an einem Tag sterben zu lassen – tun wir das nicht jeden Tag sehenden Auges? Wenn auch vermittelt - nur?! - durch unsere Ökonomie? Vielleicht kann man so was streng genommen nicht Mord nennen, weil Menschen den Vermittlungsvorgang nicht begreifen, nicht sehen, dass ihr Leben etwas mit hungernden Menschen zu tun hat, nicht sehen oder nicht sehen wollen, dass es ihre Ökonomie ist, die Menschen dahinrafft. Bei den Nazis war es bewußter, industrialisierter Mord, unbezweifelbar vorsätzlich. Unsere Ökonomie, die Menschen verhungern lässt, mit der Mordmaschinerie der Nazis zu vergleichen, ist geschmacklos, dazu unwissenschaftlich, weil wesentlich unanalytisch. Solche Vergleiche nützen denen, die den unfassbaren Massenmord an den Juden aus durchsichtigen Gründen relativieren wollen. Historische Vergleiche hinken fast immer. Und sind insbesondere dort instrumentalisierbar, wo sie mehr zudecken als erhellen.

Gravierender ist ein anderer, weniger historischer Einwand: wie und woher sollte es eine reflektierende Vernunft als solche geben, in der Lage, der Macht menschlicher Gewohnheit Einhalt zu gebieten. Als besitze der Mensch so etwas wie ein übernatürli-

ches Prinzip – von Natur aus, das Gewohnheiten durchbricht. Dieser Ansatz vergisst, dass institutionalisierte Gewohnheiten sich geschichtlich entwickeln und schon früh recht stabile Hochkulturen fundierten. Wo war da die Vernunft im Kampf gegen uns unappetitlich erscheinenden Gewohnheiten, die es in fast allen Hochkulturen gab? Nicht die Tatsache, dass Menschen an fundamentalen Einsichten hängen und an ihnen festhalten, weil sie ihren Glauben ernst nehmen, ist unmenschlich. Maximen, die fundamental sind, braucht auch unsere Gesellschaft als da sind: die Würde des Menschen ist unantastbar, Folterverbot, Verbot der Todesstrafe. Nur können religiös motivierte Maxime heute nicht mehr das Fundament unserer Gesellschaft begründen, weil sie ein ethisch-moralisches System: ein universales Weltbild nicht ausbilden können – einfach nur deshalb, weil es praktisch in einer globalen Welt nicht funktioniert und man deshalb an so was nicht mehr glauben kann. Dazu ist das menschliche Gemüt zu praktisch veranlagt – nicht irrational genug ausgeprägt. Unsere Maxime müssen deshalb unabhängig von dem gelten, was Menschen sonst noch glauben mögen. Es gibt sie, weil Massengesellschaften nur auf der Basis fundamentaler Wahrheiten funktionieren. Fundamentalismen sind somit nichts Besonderes. Zu gelten haben sie unbedingt. Wer sie verletzt, wie die Regierung Bush, muss als gemeingefährlich für das Zusammenleben der Menschen geächtet und aus öffentlichen Ämtern entfernt werden. Genauso haben auch Hochkulturen funktioniert, fundamental, weil schon sie Massengesellschaften waren. Dieser Ansatz ist deshalb fundamental, weil eine Ächtung menschlichen Verhaltens auf der Grundlage von Basiswerten keiner weiteren Begründung bedarf als die durch diese Werte selbst, darauf Menschen einer Gesellschaft sich einmal geeinigt haben müssen. Damit begründet eine Gesellschaft sich durch sich selbst, aus sich selbst heraus. Tautologisch. Übrigens: sich um einen solchen Ansatz bemüht zu haben, ist ein Verdienst von Jürgen Habermas. Zumindest will ich ihn so gedeutet wissen. Wenn ich dann wieder den einen oder anderen Aufsatz von ihm lese, da, wo er ein wenig aus sich heraus

kommt und sich anderen vor allem als politisch engagiert begreiflich machen will (vgl. die Antisemitismusdebatte um Möllemann und Martin Walsers "Tod eines Kritikers"), dann weiß ich nicht, ob er eigentlich weiß, was er ganz früher mal gemacht hat.

Wenn man schon auf Geschichte nicht verzichten will, so kann man die Abrahamgeschichte auch anders lesen: als Fortschritt in menschlicher Daseinsbewältigung. Gott will seine allumfassende Macht über die Welt nicht an Rituale geknüpft wissen. Er will nicht das sichtbare Zeichen, das Menschen ausenden als untrügliches Indiz ihrer Gottestreue. Rituale interessieren nicht, weil Gott über allem steht, nicht in Konkurrenz zu anderen Göttern. Er ist ein Gott eines mittellosen, orientierungslos umherirrenden Wüstenvolks, das von der Hand in den Mund lebt. Er verheißt, er beschenkt, und er braucht nichts, weil meist schlicht nichts da ist, was man ihm darbringen könnte. Nur eines will er: absoluten Gehorsam, keine anderen Götter neben sich. Was er sagt, gilt. Nichts sonst. Er ist der absolut Eine, der ganz und gar Andere. Daher ist es ihm unwichtig, ob Menschen ihr eigenes Blut für ihn hingeben. Wenn sich Symbolismen schon nicht vermeiden lassen, schließlich kann man den Menschen das Sprechen nicht verbieten, dann sollen sie sich durch kleine Gesten äußern, mit denen man sich auf die Geltung seines Gottes hin verständigt. Denn Gott spricht: ich bin der, der ich bin. Und du sollst dir kein Bild machen von deinem Gott. Also: je unscheinbarer eine Geste, die auf seine Existenz gerichtet ist, desto besser. Ein nicht zu verachtender Fortschritt in der Entwicklung menschlichen Zusammenlebens ärmlicher Völker, die sich einen anspruchsvollen Gott gar nicht leisten können und sollen. Dabei spielt es gar keine Rolle, dass wir es hier mit einem Gott zu tun haben, der Abraham auf seine Gefolgschaft hin testet, indem er den Mord an seinem Sohn Isaak fordert (mal sehen, ob er gehorcht). Wesentlich ist, dass sich ein anderer Gottesbegriff durchgesetzt hat: andere Gewohnheiten, die menschlichen Fortschritt begründen, aus der Not heraus, nicht aus reflektierender Einsicht.

Wenn man hier ein faschistoides Gemüt wittert, muss man dieses bald überall wittern.

Opferkult bis hin zum Selbstopfer Gottes am Kreuz, das im christlichen Abendmahl immer wieder seinen symbolischen Vollzug braucht, wird bis heute als großes Faszinosum wahrgenommen, als Wahrheitsbeweis der Offenbarung schlechthin. Das eigene Leben opfern gilt als der ultimative Daseinsbeweis, weil auf *schönere* Weise nicht klar wird, dass einer meint, was er sagt (geh' doch in die DDR). Gott wollte in Gestalt seines Sohnes den Menschen die Wahrheit seiner göttlichen Existenz zugänglich machen, sich offenbaren, und nicht nur das: auch die Wahrheit jedes einzelnen Menschen wollte Gott im Selbstopfer begreiflich machen. Kierkegaard sah das in einer Doppelbewegung begründet: unendlich weit wegkommen vom eigenen Selbst (Opfertod), um von dort, aus der Unendlichkeit, zurückzukommen zum eigenen Selbst (Auferstehung), um schließlich in der *Wiederholung* zu einer neuen Form von Daseinsbewältigung in der Lage zu sein, weil man die Dinge mit anderen Augen neu angehe. Dieser Vorgang als immerwährender Zyklus sei nur möglich durch den Glauben an den ganz Anderen, den der Einzelne in sich verspüren müsse. Andernfalls lauert die schiere Verzweiflung: entweder weil der Mensch, so Kierkegaard in "Die Krankheit zum Tode", verzweifelt er selbst sein will und es nicht schafft, oder weil er verzweifelt nicht er selbst sein will (vgl. KISKZT). Auch wenn Verzweiflung unvermeidlich, sozusagen ein Kind des eigenen Selbst, bzw. des menschlichen Geistes sei, so sei sie doch im Zyklus einer immer wieder gelingenden Doppelbewegung im Geiste reflektiert und als solche beherrschbar. Das riecht verdächtig nach einem existentialdialektischen Gottesbeweis: Gott sei notwendig, auf dass der Mensch sich selbst finden möge. Glaube wird an einen Zweck geschmiedet, ihm kommt damit eine menschliche Funktion zu. Wenn das nicht der Anfang jeglicher Gottlosigkeit ist. So fürchtete schon Luther. Gott für menschliche Zwecke zu instrumentalisieren, war für ihn

dem Grunde nach die größte Sünde, weil der Einzelne sich dabei ein Wissen anmaße, das nur Gott zukomme.

Mit anderen Worten: eine Identität aus sich selbst heraus vermag der Mensch allein, ohne Hilfe eines göttlichen Außen, nicht zu gewinnen. Die Erfahrung menschlicher Totalität als eine von Unendlichkeit und Ewigkeit sei nur möglich, indem der Einzelne seine eigene Existenz in einer Doppelbewegung umkreise und dabei auf die fürsorgliche Hilfe des ganz Anderen vertraue. Von sich selbst loskommen bis hinein in die Dunkelheit der Ewigkeit des Unendlichen, und dann wiederkommen zu sich selbst mit Hilfe des ganz Anderen, um mit dieser so gewonnenen Wiedergeburt das profan-endliche Dasein zu bewältigen, überhaupt handeln zu können im Alltäglichen. Das bedeutet: der Ganzheitsbegriff wird in einer besonderen Weise verwendet, in der Tendenz entmystifizierend: Der Mensch existiert als *ganzer* Mensch nur durch eigene Anstrengung. Gesundheit aufrechterhalten, sozusagen erobern, durch kommunikative Anstrengung, wenn auch nur als eine mit und durch den ganz Anderen. Das war im Gefolge historisierender Romantik durchaus nicht selbstverständlich, vor allem gegen den Zeitgeist gebürstet. Kierkegaard war halt ein wirklicher Unruhestifter.

Um auf das Philosophische Quartett zurückzukommen: Peter Sloterdijk verbreitet als Reizattrappe eher kalkulierte Unruhe zum Zwecke der Vermehrung seines medialen Werts. Ansonsten redet er über Religion (die Abraham-Geschichte) wie ein gefühlsprojizierender Historiker – unreflektiert, desgleichen Bazon Brock über Gefühle, wenn er davon spricht, Gefühle seien das Rationalste, was es gibt. Mit dem selben Recht kann man den aufrechten Gang zur Diskussion stellen: er ist das Rationalste, was es gibt. Schließlich gibt es ihn. Gefühle sind nicht deshalb rational, weil man sie immer wieder hat. Schon der deutsche Geniekult war überzeugt: große Gefühle gebären große Genies und umgekehrt. Gefühle mutieren bisweilen gar zum feinstfühligen Denken. Dann hören große Geister Flöhe husten.

Dabei beschützt der Augenblick eines Gefühls die eigene Existenz, wenn auch immer nur temporal. Goethe bringt das auf den Punkt in einem Zweizeiler aus dem Faust: *“Werde ich zum Augenblick sagen: Verweile doch, du bist so schön.”* In solchen Augenblicken schnuppert der Mensch Ewigkeit als schützendes Dach eigener Existenz: das erinnert an die Selbst-Vergessenheit in der Doppelbewegung Kierkegaards, begründet aber auch den Gefühlsfetisch, den Wettlauf um Gefühle: unentwegtes Bemühen um die Produktion ewigkeitsgewährender Gefühlsmomente. Eine ärmliche Angelegenheit, Menschsein auf Gefühl zu reduzieren.

Nun, jeder hat das Recht, viel zu reden und zu schreiben, wenn ihm der Tag zu lang wird. Auch Peter Sloterdijk. Vorurteile lassen sich durch noch so viel Wissen um Geschriebenes nicht vermeiden. Urteile sind, unabhängig vom Wissen um eine Sache, immer auch Vorurteile. Jemanden lange und viel von ihm kennen, kann auch bedeuten, sich mit möglichen Geschmacklosigkeiten bis hin zur Heuchelei aus Gewohnheit angefreundet zu haben, bis dieser Jemand der Kritik per definitionem nur noch schwer zugänglich ist. Der Zugang zur Kritik ist aber Bedingung von Substanz und Transparenz. Sowohl Kritisierende als auch Kritisierte sind davon abhängig. Stellungnahme, aus wie viel oder wie wenig sie sich auch speisen mag, verhindert, dass Menschen in ihren Beziehungen sich wie in einem Laufrad der “ewigen Wiederkehr des immer Gleichen” bewegen, verhindert, dass Urteile im Geflecht von Unübersichtlichkeiten, oder im Kontext eines komplizierten, vor sich hinperlenden elaborierten Codes, zu Vorurteilen versteinern, sich derart dem Diskurs entziehen und Basis kommunikativer Verweigerungshaltung werden.